Monika Maron: „Vier Minuten“

Die Macht des Zufalls

Von Jörg Magenau

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 05.11.2026

Herzstillstand. Todesnähe. Das sind die vier Minuten, die dem neuen Roman von Monika Maron den Titel geben. Vor allem aber geht es um die Folgen dieser Erfahrung: Wie ändert sich der Blick aufs Leben für eine, die fast tot war?

„Vier Minuten“. Maximal. So lange war Lea Nowak nahezu tot. Ein roter Audi hat sie erwischt und zu Boden geschleudert, Herzstillstand, ein Priester kniete neben ihr und betete, und sie hatte Glück: Ein Sanitäter, zufällig in der Nähe, brachte sie mit einer tatkräftigen Herzmassage zurück ins Leben. Alles gut so weit, keine bleibenden Schäden. Und doch ist nichts mehr wie zuvor. Wenn das Leben in diesem Moment geendet hätte, wäre es ein gutes Leben gewesen? Und wovon hängt das ab?

„Nachträglich fand ich es merkwürdig, dass ich mein bisheriges Leben kaum nach den Zufällen durchforscht hatte, die es vielleicht geleitet hatten. Erst jetzt, nach diesem letzten ultimativen Zufall, erschien es mir ganz unverständlich, dass ich die fast sechs Jahrzehnte, die schon hinter mir lagen, eher als Abfolge meines Wollens und meiner Möglichkeiten angesehen hatte und nicht auch als glückliche Fügung durch Unvorhersehbares.“

Monika Maron

Vier Minuten

Hoffmann & Campe

206 Seiten

26,00 Euro

Schicksal, Zufall, freier Wille, göttliche Instanz: Um diese Fragen kreist das Denken von Lea Nowak nach ihrem Unfall. Sie nimmt sich eine Auszeit von der Arbeit als Journalistin und beginnt damit, ihr Leben unter der Prämisse zu durchforsten, dass alles auch ganz anders hätte kommen können, angefangen mit dem Ur-Zufall jeder Existenz, dass die beiden Menschen, die dann die Eltern werden, sich überhaupt begegnen.

Im Unglauben erschüttert

Lea, im ersten Kapitel von außen, von einer auktorialen Erzählerinstanz betrachtet, ergreift anschließend als Ich-Erzählerin das Wort, ein kleiner Bruch im Text, der aber leicht zu überwinden ist. Sie fühlt sich, wie es einmal mit einer schönen Formulierung heißt, in „ihrem Unglauben erschüttert“. Vor allem erinnert sie sich an ihre erste große Liebe Max, 1988 in Ostberlin. Max ging, ohne ihr etwas zu sagen, in den Westen und ließ sie zurück. Den Brief, in dem er sich erklärte, schickte Lea ihm nach diesem Verrat ungeöffnet zurück.

„Ich hätte jetzt gern sein Gesicht gesehen, sein Gesicht von damals mit meinen Augen von heute, ob ich heute noch verstehen könnte, warum ich mich vor fast vierzig Jahren

ausgerechnet in Max verliebt habe. Eigentlich glaubte ich inzwischen, dass in Liebesangelegenheiten der Zufall herrschte, jedenfalls solange die Menschen sich noch im leibhaftigen Leben und nicht in Dating-Portalen begegneten."

Biographische Nähe

Lea ähnelt mit ihrer DDR-Vergangenheit, einer geschiedener Ehe, einem erwachsenen Sohn, dem Beruf der Journalistin, die eine Reportage über Bitterfeld schreibt und dem Ärger über den Irrsinn der politische Gegenwart in vielem der Autorin Monika Maron, auch wenn ihre Protagonistin achtundzwanzig Jahre jünger ist. Auch die Hundeliebhaberin Maron ist zu erkennen: Leas Mutter arbeitete in der DDR bei einer Zeitschrift namens „Der Hund", und der Hund einer Nachbarin, der vor dem Supermarkt geklaut wurde, führt zum psychischen Verfall der Hundebesitzerin. Zufälle, aus denen so etwas wie Schicksal wird, werden auf unterschiedlichste Weise durchdekliniert.

Der Zufall, dass es ein Priester war, der mit seinem Gebet womöglich ihr Leben gerettet hat, beschäftigt Lea – und sei es auch nur dadurch, dass das Gebet die Intensität der Wiederbelebungsbemühungen des Sanitäters gesteigert hat. Ihre Fragen münden nicht etwa in eine spät entdeckte, kitschige Gläubigkeit, aber doch in ein unermüdliches Nachdenken über die eigene Herkunft und über Lebensentscheidungen, über göttliche Vorbestimmung, freien Willen oder einfach nur Kontingenz. Der größte Zufall, sagt sie schließlich, „ist man selbst". Als eine Freundin ihr „erschütterten Unglauben" diagnostiziert, will sie das aber nicht auf sich sitzen lassen:

„Ich unterdrückte den Reflex zu protestieren, weil ich mich selbst nicht als ungläubig empfand. Ich wusste nur nicht, woran ich glaubte, an irgendetwas, darum hatte ich das Wort Weltursache als erlösend empfunden."

Der große Experimentator

Maron umkreist hartnäckig dieses dubiose „Irgendetwas". Vielleicht gibt es ja eine göttliche Instanz, die mit uns Menschen in einem Labor herumexperimentiert wie wir mit Hefekulturen. Eine tröstliche Vorstellung wäre ein solcher Experimentator sicher nicht. Die inzwischen 85jährige Autorin verleiht ihrer Protagonistin einen erfreulich entspannten Blick auf die Grundübel des Daseins und der Welt. Auch da regiert der Zufall, wenn – wir befinden uns im Jahr 2024 – die Schüsse auf Donald Trump ihn nur deshalb bloß am Ohr streifen, weil er im selben Moment den Kopf zur Seite drehte. Doch während Lea vom Zufall, nicht gestorben zu sein, erschüttert wird, ballte Trump die Faust und rief: „Fight, fight, fight!" Die Erzählerin kommt nicht umhin, ihn für den zur Schau gestellten Kampfesmut sogar ein klein wenig zu bewundern. Überhaupt neigt sie – wie Maron – dazu, die Dinge unorthodox zu betrachten und als Journalistin mit polemischen Spitzen die Grenzen des Erlaubten auszutesten. Ihre Zeitdiagnose klingt in der Kurzform so:

„Auf den Straßen ist jetzt schon der Teufel los, die Wirtschaft röchelt, die Kinder werden jedes Jahr dümmer, und wir beschließen, dass jeder einmal im Jahr sein Geschlecht wechseln darf. Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer. Aber die Vernunft liegt im Tiefschlaf."

Das bleibt jedoch eher spielerisch, hat nichts Verbissenes, und zwar deshalb, weil die Fragen nach dem Sinn des Lebens ungleich größer sind als all die möglichen Alltagsverärgerungen. Die eigene Verunsicherung angesichts der Grundfragen der Existenz rückt das große Welttheater an den Rand. Es bildet nur den Rahmen, in dem sich das Leben abspielt. Die Gelassenheit, die Maron damit signalisiert, ist die eigentliche Leistung dieses nachdenklichen, bohrenden Romans.